

- (476) Do tyturel der starke. sich mohte hie vor gervren.  
 vs forthlicher parke getorfter wol di fine in ftrvrme fvrn  
 lit sprach er in alter ich lerne  
 das ich den schilt mvs lassen des pflag ich etewenne schon vn g'ne.
- (477) Wer ich nach wapen tragende so sprach der vnv'zagete.  
 ich wer den prif beiagende der wiben wert vn engel schar<sup>1)</sup> behagete  
 ob ritterschaft ir beider lon enpfinge

## LITTERATUR.

**Karl Knorr**, Über Ulrich von Lichtenstein. Historische und litterarische Untersuchungen. Straßburg 1875. Trübner (Quellen und Forschungen IX). 104 S. 8.

Knorrs Untersuchung zerfällt in drei Theile. Im ersten werden Lachmanns Datierungen quellenmäßig begründet, insbesondere ganz scharfsinnig der Nachweis geführt, daß die für Ulrichs Chronologie so wichtige Hochzeitsfeier ins Jahr 1222, nicht 1223 fällt. Der zweite Theil erörtert Ulrichs Verhältniss zu dem Ideenkreis, speciell der Poesie seiner Zeit und behandelt wesentliche Punkte seiner metrischen Eigenthümlichkeiten, der dritte gibt eine Darstellung von Ulrichs Bildersprache. Soweit Knorr sich auf selbständige Einzeluntersuchungen einläßt, verfährt er durchaus mit besonnener Methode und gelangt zu befriedigendem Resultate. Wo er das aber nicht thut, läßt ihn seine Besonnenheit leicht im Stiche, und er stellt Behauptungen auf, ohne zu beweisen. So sagt er p. 14: 'Gemäß der chronologischen Folge in der Pariser- und Münchner Handschrift darf also auch etc.' Als Beweis soll wohl dienen, daß er p. 13 die Zuverlässigkeit von C in der Reihenfolge der Lieder dargethan zu haben glaubt. Gut, muß denn die von Ulrich gegebene Ordnung der Lieder nothwendig eine historische sein? kann sie nicht eine willkürlich gemachte sein? Ebensowenig genügt zum Nachweis der chronologischen Folge die Berufung auf Scherers bekannte Theorie (p. 12), deren Berechtigung doch erst in jedem einzelnen Falle gezeigt werden müßte, ganz abgesehen davon, daß sie an sich nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Es ist überhaupt zu bedauern, daß Knorr der Frage nach der Composition des Ganzen nicht näher getreten ist, nicht näher untersucht hat, welches das chronologische Verhältniss der Lieder untereinander, welches ihr Verhältniss zum verbindenden Text, inwieweit dieses wirklich Tagebuch, inwieweit freie Dichtung. Denn ohne ein richtiges Urtheil über diese Fragen fehlt, möchte ich sagen, die diplomatische Grundlage der weiteren Forschung. Es ist Glaubenssatz bei Knorr, daß jeder Vers, der in einem Briefe von Ulrichs vrowe steht, urkundlich von dieser herrührt; an die Möglichkeit, daß er aus Ulrichs eigener Feder stamme, wird gar nicht gedacht. Und doch dürfte eine

<sup>1)</sup> l in r corrigiert.

genauere Untersuchung, besonders des Stils, zeigen, daß das Meiste, wenn nicht Alles\*), nur von Ulrich seiner vrowe in den Mund gelegt ist. Noch sonderbarer ist es, wenn Knorr (p. 29) die Worte des Boten an seine vrowe

124, 3: dâ für sô næme er niht den grâl,  
den der werde Parcifâl  
alsô kummerlîch erstreit

als Beweis dafür nimmt, daß Ulrich 1225, in der von ihm geschilderten Zeit, Kenntniss von der Parzival-Gralsage gehabt — gerade als ob wir in 122, 20 bis 128, 9 ein stenographisches Protokoll jener Unterredung besäßen. Nebenbei bemerkt, sind die vv. 124, 1—6 fast wörtlich aus dem ersten Büchlein 49, 24—29 entnommen, wie Ulrich auch sonst für seinen Memoirentext bei den Liedern Anleihen macht, besonders für den ihnen jeweils benachbarten Theil der Erzählung. So stellt sich zum Eingang des ersten Liedes p. 2, 5 f. 2, 21 ff., und 122, 13 ff. stimmt zu der achten wise p. 125.

Ähnlich wie bei der eben erwähnten principiellen Frage möchte man sich besonders bei den im zweiten Theile aufgestellten Behauptungen nach einem nähern Grunde erkundigen. Woher weiß z. B. Knorr, daß Ulrich gerade am Hof des Markgrafen Heinrich seinen Gedächtnissvorrath an Sagen und Geschichten erweitert (p. 20)? Wesshalb steht es fest, daß die hohe Frau die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten Ulrichs sehr gefördert habe? Hat Knorr Thomasins Gedicht von der hüflichkeit gelesen, weil er weiß, daß der Friauler Dombherr darin seine interne Beobachtung höfischer Sitten gezeigt (p. 25)? Und was sollen uns Vermuthungen wie diese: „die Minnelyrik wird seiner Fassungskraft noch zu abstract gewesen sein. Doch wird der musikalische Vortrag den Eindruck auf ihn nicht verfehlt haben.“ (p. 19)?

Auf der andern Seite geräth Knorr durch das Streben nach einer möglichst scharfen und vollständigen Zeichnung von Ulrichs Persönlichkeit leicht in Gefahr, seinem Helden als eigenthümlich beizulegen, was allgemein gültig und selbstverständlich ist. So wenn er p. 15 meint, daß Ulrich dichtete, so lange er intensiv genug minnte, und so oft ihm die Anforderungen des Lebens Zeit und Fassung gönnten. Und was sodann über die äußeren Veranlassungen zu Ulrichs Liedern gesagt wird, gilt ja von dem gesammten Minnegesang. Knorr betrachtet es als ein Mißverhältniss, daß Ulrich in 10 Jahren 34 Lieder, in 23 weiteren Jahren nur 27 verfasst. Eher wäre es doch auffallend, wenn der älter gewordene gereifte Mann ein eben so productiver Lyriker wäre als der Jüngling.

Seine Ansicht über Ulrichs Gesamtcharakter spricht Knorr p. 37 in folgenden Worten aus: „Nur keine idealere Leidenschaft! Nur keine tiefere Störung der süßen Gewohnheit des Daseins. Höchstens wenn die Geliebte die Freundschaft kündigt, ist Consternation in der Ordnung und ein Blutsturz unvermeidlich“. Das ist erstens geschmacklos und zweitens ungerecht. Ein bequemes, behagliches Dasein hat Ulrich gewiss nicht geführt, sondern er hat sich redlich sauer werden lassen. Wer ein Jahrzehnt hindurch so gut wie unerhört im Dienste einer Geliebten schmachtet, wer sich in die Gestalten einer versunkenen Sagenwelt mit solcher Liebe und Lebendigkeit vertieft, daß er ihnen neues Dasein zu verleihen trachtet, der ist zwar in unseren Augen vielleicht ein Phantast, ein sonderbarer Schwärmer, aber selbst wir können ihm

\*) Abgesehen jedenfalls von dem prosaischen Briefe.

ein tiefer gehendes Pathos, einen idealen Zug nicht absprechen, und in dem Urtheil seiner Zeit, mit deren Augen wir ihn betrachten müssen, ist er gewiss ideal genug dagestanden.

Sehr einverstanden bin ich mit Knorr, wenn er bei der Darstellung von Ulrichs Metrik Wilmanns Theorie von der consonantischen Senkung nicht für nothwendig hält. Zu den Fällen von Apocope im ersten Reimworte eines Reimpaars nach langer Silbe (p. 49) wäre hinzuzufügen 18, 5 wibes güet (: blüet), zu den Beispielen des Hiatus (p. 69) 100, 11: jâ hât durch iuch, vrowe, er. Die Betonung dâ wart gétjostfret vil 198, 4. 264, 28 ist doch wohl die einzig richtige, cf. die Zusammenstellungen von Fr. Pfeiffer Germ. XI, 445 ff.

Eine Darstellung der Metaphern, wie sie Knorr für Ulrich p. 89 ff. gibt, hat ihre eigenthümliche Schwierigkeit. „Bei lebenden Sprachen ist der Unterschied wirklicher Metaphern und bereits durch die Abnützung zu eigentlichen Ausdrücken herabgesunkener leicht festzustellen; bei todten Sprachen dagegen fällt dies schwer, . . . insofern es nicht auf den ersten Ursprung und die sprachliche Fortbildung überhaupt, sondern vornehmlich darauf ankommt, ob ein Wort, das ganz malerisch schildernd aussieht, diese seine erste sinnliche Bedeutung und die Erinnerung an dieselbe beim Gebrauch für Geistiges nicht bereits verloren und zur geistigen Bedeutung aufgehoben hatte.“ (Hegel Ästh. I, 519.) Knorr hat dies nicht verkannt (cf. p. 104), und wir machen ihm keinen Vorwurf, weil er sich nicht auf eine strengere Scheidung eingelassen, denn hierzu wäre eine eigene, umfassende Untersuchung erforderlich, mit der uns Knorr vielleicht ein anderes Mal beschenkt. Ein sicheres Ergebniss läßt sich nur durch Vergleichen sämtlicher Litteraturgattungen, besonders durch Heranziehen der Prosa und sogar der Urkunden erreichen. Nicht unter die Metaphern gehört wohl 576, 1 ir spilnder liechter ougen schîn tuot mir wol in dem herzen mîn; schîn ist ganz eigentlich der Glanz der Augen. Dagegen vermisse ich, wenn ich Nichts übersehen, 7, 26: dâ wart mir senlîch trûren zam und 7, 30: daz herze mîn beleib aldâ.

Der Stil Knorrs ist originell, entbehrt aber der ruhigen Gleichmäßigkeit, weil das Streben nach Originalität bisweilen zu deutlich sichtbar wird. Die fünfmalige Anaphora von „mich gemahnt“ in einer ganz nüchternen Untersuchung (p. 21 ff.) und die purpurne Blüthe der mittelhochdeutschen Dichtkunst (p. 28) klingen fast komisch.

Noch eine Bemerkung zum Schluß über FD 527, 3: ez ist getihtet ê vor mir. Knorr scheint Wackernagels Besserung von mir nicht zu billigen. Allein sie läßt sich doch kaum umgehen. Zunächst was soll der Pleonasmus ê vor mir, zumal für eine Zeit von höchstens 8—9 Jahren? Und dann liessen wir dies auch hingehen, was könnte ez ist getihtet vor mir heißen? Entweder = vor meiner Zeit, was sinnlos wäre, oder: ehe ich mein Gedicht darüber schrieb; dann wäre es doch sehr seltsam, wenn er das Werk seines Vorgängers und nicht sein eigenes als Grund seines weniger eingehenden Berichtes anführte. Jedenfalls würde Wackernagels Ansicht von Ulrichs Gedicht über die Schlacht an der Leitha erst recht bewiesen sein.

CARLSRUHE, den 29. April 1876.

OTTO BEHAGHEL.